

HEYNE <

DAS BUCH

Die Reporterin Meghan Collins sieht zufällig in der Notaufnahme eine Sterbende, die ihr auf geradezu unheimliche Weise ähnelt. Ein fürchterlicher Schrecken, zumal Meghan noch schwer von einem anderen Schicksalsschlag gezeichnet ist: Bei einem Massenunfall auf einer Brücke hatte sie erst kurz zuvor ihren geliebten Vater verloren; seine Leiche wurde nie gefunden. Ungewißheit quält seitdem die Familie, genau wie die allmähliche Entdeckung, daß Daddy ein Doppelleben geführt haben muß. Eine Reihe merkwürdiger Begebenheiten weist darauf hin, daß er noch am Leben ist. Auf der Suche nach dem Schicksal ihres Vaters kommt Meghan einem entsetzlichen Geheimnis auf die Spur. Und auch für den Tod der Frau findet sich plötzlich eine grausige Erklärung ...

DIE AUTORIN

Mary Higgins Clark, geboren in New York, lebt und arbeitet in Saddle River, New Jersey. Sie zählt zu den erfolgreichsten Thrillerautorinnen weltweit. Mit ihren Büchern führt sie regelmäßig die internationalen Bestsellerlisten an. Sie hat bereits zahlreiche Auszeichnungen erhalten, u.a. den begehrten »Edgar Award«. Zuletzt bei Heyne erschienen: »Flieh in die dunkle Nacht«.

MARY
HIGGINS
CLARK
Das fremde Gesicht

Thriller

Aus dem Amerikanischen von Regina Hilbertz

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der Originalausgabe
I'LL BE SEEING YOU
Die Originalausgabe erschien im Verlag
Simon & Schuster, New York

22. Auflage

Copyright © 1983 by Mary Higgins Clark
Copyright © 1994 der deutschen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlagfoto: Sabine Onken, Moormerland
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München
Satz: Leingärtner, Nabburg
eISBN 978-3-641-10058-2

Für mein neuestes Enkelkind
Jerome Warren Derenzo
»Scoochie«
mit Liebe und Freude

Im Schimpfe wurzelnd widerstand sein Ruhm,
Und fälschlich wahr hielt ihn treulose Treu!

ALFRED LORD TENNYSON,
KÖNIGSIDYLLEN

TEIL I

1

Meghan Collins stand etwas abseits von dem Pulk der anderen Journalisten in der Notaufnahme des Roosevelt Hospital in Manhattan. Minuten zuvor war ein ehemaliger Senator der Vereinigten Staaten auf der Central Park West überfallen und sofort hier eingeliefert worden. Die Medienleute drängten sich in Erwartung einer Nachricht zu seinem Zustand.

Meghan ließ ihre schwere Tasche auf den Boden gleiten. Das drahtlose Mikrofon, das Funktelefon und die Notizblöcke führten dazu, daß ihr der Tragriemen in die Schulter schnitt. Sie lehnte sich an die Wand und schloß für eine kurze Ruhepause die Augen. All die Reporter waren müde. Seit dem frühen Nachmittag waren sie im Gericht gewesen und hatten auf das Urteil in einem Unterschlagungsprozeß gewartet. Um neun Uhr, als sie gerade abziehen wollten, kam der Anruf, sie sollten über den Überfall berichten. Jetzt war es bald elf. Der frische Oktobertag war einer verhangenen Nacht gewichen, die einen unwillkommenen frühen Winter verhielt.

Es herrschte reger Betrieb in dem Krankenhaus. Junge Eltern mit einem blutenden Kleinkind auf den Armen wurden am Anmeldeschalter vorbei durch die Tür zum Untersuchungsbereich gewiesen. Leidtragende eines Autounfalls, mit Prellungen und sichtbar mitgenommen, trösteten einander, während sie auf ihre medizinische Versorgung warteten.

Draußen verstärkte das unablässige Aufheulen ankommender und abfahrender Krankenwagen die vertraute Kakophonie des New Yorker Verkehrs.

Eine Hand berührte Meghan am Arm. »Na, wie geht's denn so, Frau Anwältin?«

Es war Jack Murphy von Channel 5. Seine Frau hatte mit Meghan an der New York University Jura studiert. Meghan Collins, Doktor der Rechte, hatte ein halbes Jahr bei einer Kanzlei an der Park Avenue gearbeitet, dann gekündigt und bei dem Rundfunksender WPCD eine Stelle als Nachrichten-

reporterin bekommen. Sie war jetzt seit drei Jahren dort, und im letzten Monat hatte PCD Channel 3, der angeschlossene Fernsehsender, sie regelmäßig ausgeliehen.

»Soweit ganz gut, denke ich«, entgegnete ihm Meghan. Ihr Piepser meldete sich.

»Komm bald mal zu uns zum Essen«, sagte Jack. »Ist schon so lange her.« Er ging wieder zu seinem Kameramann, während sie nach ihrer Tasche griff, um das Funktelefon herauszuholen.

Der Anruf kam von Ken Simon in der Nachrichtenzentrale von WPCD. »Meg, der Ambulanz-Spezialempfänger hat gerade einen Krankenwagen aufgespürt, der zum Roosevelt fährt. Opfer mit Stichwunden, Ecke Sechsfundfünfzigste Straße und Zehnte. Kümmer' dich drum.«

Der ominöse Ieee-Oooah-Ton eines sich nähernden Rettungswagens fiel mit dem Stakkato-Getrappel hastender Füße zusammen. Das Traumatologie-Team war auf dem Weg zum Eingang der Notaufnahme. Meg stellte das Telefon ab, steckte es in ihre Tasche und folgte der leeren Krankentrage, die zu der halbkreisförmigen Auffahrt geschoben wurde.

Die Ambulanz kam quietschend zum Stehen. Erfahrene Hände halfen eilends, das Opfer auf die Bahre zu legen. Eine Sauerstoffmaske wurde über das Gesicht der Frau gestülpt. Das Tuch, das ihren schlanken Körper bedeckte, war voller Blut.

Wirres haselnußbraunes Haar betonte noch die bläuliche Blässe ihres Halses.

Meg rannte zur Fahrertür. »Irgendwelche Zeugen?« fragte sie rasch.

»Hat sich niemand gemeldet.« Das Gesicht des Fahrers war von Erschöpfung gezeichnet, seine Stimme sachlich. »Da ist ein Durchgang zwischen zwei dieser alten Mietshäuser bei der Zehnten. Ist wohl einer von hinten gekommen, hat sie da reingestoßen und auf sie eingestochen. Ist wahrscheinlich blitzschnell passiert.«

»Wie schlimm ist sie dran?«

»Könnte nicht schlimmer sein.«

»Irgendein Hinweis, wer sie ist?«

»Nichts. Sie ist beraubt worden. Wahrscheinlich irgend so ein Fixer, der was zum Drücken gebraucht hat.«

Die Bahre wurde hineingerollt. Meghan huschte zurück und hinterher in die Notaufnahme.

Einer der Reporter schnauzte: »Der Arzt des Senators gibt jetzt 'ne Stellungnahme ab.«

Die Medienhorde flutete durch den Raum, um den Schalter zu belagern. Meghan wußte nicht, welche Eingebung sie bei der Bahre verharren ließ. Sie sah, wie der Arzt, der eine Infusion anlegen wollte, die Sauerstoffmaske entfernte und die Augenlider des Opfers aufschob.

»Sie ist tot«, sagte er.

Meghan warf einen Blick über die Schulter einer Krankenschwester und starrte in die blicklosen Augen der toten jungen Frau.

Sie rang nach Luft, als sie diese Augen in sich aufnahm, die breite Stirn, die gewölbten Brauen, die hohen Wangenknochen, die gerade Nase, die vollen Lippen.

Es war, als schaute sie in einen Spiegel.

Sie betrachtete ihr eigenes Gesicht.

2

Meghan nahm ein Taxi zu ihrem Apartment in Battery Park City, ganz unten an der Spitze von Manhattan. Die Fahrt war teuer, aber es war spät, und sie war sehr müde. Bis sie nach Hause kam, vertiefte sich der betäubende Schock vom Anblick der Toten noch, anstatt nachzulassen. Man hatte das Opfer in die Brust gestochen, wohl vier oder fünf Stunden, bevor sie gefunden wurde. Sie hatte Jeans an, eine abgesteppte Jeansjacke, Sportschuhe und Socken. Raub war vermutlich das Motiv gewesen. Ihre Haut war braungebrannt. Schmale Streifen hellerer Haut an ihrem Handgelenk und mehreren Fingern ließen vermuten, daß Ringe und eine Uhr fehlten. Ihre Taschen waren leer, und man hatte keine Handtasche gefunden.

Meghan machte das Licht am Eingang an und blickte quer durch das Zimmer. Von ihren Fenstern aus konnte sie Ellis Island und die Freiheitsstatue sehen. Sie konnte den Vergnügungsschiffen folgen, wie sie zu ihren Anlegeplätzen auf dem Hudson gelotst wurden. Sie liebte das Geschäftszentrum von New York, die Enge der Straßen, die majestätische Wucht des World Trade Center, die Betriebsamkeit des Finanzbezirks.

Die Wohnung war ein geräumiges Einzimmerapartment mit einer Schlafnische und einer Küchenzeile. Meghan hatte es mit ausrangierten Gegenständen ihrer Mutter ausstaffiert, in der Absicht, später einmal eine größere Wohnung zu beziehen und sich nach und nach neu einzurichten. In den drei Jahren, seit sie für WPCD arbeitete, war es nicht dazu gekommen.

Sie warf ihren Mantel über einen Stuhl, ging ins Bad und zog sich Pyjama und Morgenrock an. Die Wohnung war angenehm warm, doch sie fröstelte, als sei sie krank. Ihr wurde bewußt, daß sie es vermied, in den Spiegel über ihrem Frisiertisch zu schauen. Schließlich drehte sie sich um und musterte sich, während sie nach der Reinigungscreme griff.

Ihr Gesicht war kalkweiß, die Augen stierten ihr entgegen. Ihre Hand zitterte, als sie sich das Haar löste, so daß es ihr um den Nacken fiel. Fassungslos und wie erstarrt versuchte sie, Unterschiede zwischen sich und der Toten herauszufinden. Sie wußte noch, daß das Gesicht des Opfers etwas voller gewesen war, die Form der Augen eher rund als oval, das Kinn kleiner. Aber der Hautton und die Haarfarbe und die offenen – nunmehr blicklosen – Augen waren fast genauso wie bei ihr.

Sie wußte, wo das Opfer jetzt war: im Leichenschauhaus der Gerichtsmedizin, für Fotos und Fingerabdrücke. Und man würde die Zähne registrieren.

Und dann die Obduktion.

Meghan merkte, daß sie zitterte. Sie eilte zu der Kochnische, öffnete den Kühlschrank und holte die Milchtüte heraus. Heißer Kakao. Vielleicht würde das helfen.

Sie hockte sich auf die Couch und schlang die Arme um die Knie, die dampfende Tasse vor sich. Das Telefon klingelte. Es war vermutlich ihre Mutter, weshalb sie hoffte, ihre Stimme wirke gefaßt, als sie den Hörer abnahm.

»Meg, hoffentlich hast du noch nicht geschlafen.«

»Nein, bin grad' nach Haus gekommen. Wie geht's denn, Mom?«

»Ach, es geht schon. Die Versicherungsleute haben sich heute gemeldet. Sie kommen morgen nachmittag wieder vorbei. Ich hoffe bei Gott, daß sie nicht wieder wegen dem Kredit zu fragen anfangen, den Dad auf seine Policen aufgenommen hat. Die scheinen einfach nicht zu kapieren, daß ich keine Ahnung hab', was er mit dem Geld gemacht hat.«

Ende Januar war Meghans Vater auf der Heimfahrt nach Connecticut vom Flughafen Newark aus unterwegs gewesen. Es hatte den ganzen Tag geschneit und gehagelt. Um zwanzig nach sieben rief Edwin Collins vom Wagen aus einen Arbeitskollegen an, Victor Orsini, um einen Termin für den nächsten Morgen zu vereinbaren. Er teilte Orsini mit, er sei auf der Zufahrt zur Tappan Zee Bridge.

Möglicherweise nur wenige Sekunden später geriet auf der Brücke ein Tankkaster außer Kontrolle und krachte in einen Sattelschlepper, wodurch es zu einer Folge von Explosionen und einem Feuerball kam, der sieben oder acht Kraftfahrzeuge erfaßte. Der Sattelschlepper schleuderte gegen die Leitplanke der Brücke und riß ein gähnendes Loch hinein, bevor er in das strudelnde, eisige Wasser des Hudson stürzte. Der Tankwagen folgte nach und riß die übrigen, in lauter Teile auseinanderfliegenden Fahrzeuge mit sich.

Ein schwerverletzter Augenzeuge, dem es gelungen war, dem Tankwagen auszuweichen, sagte aus, eine dunkelblaue Limousine sei vor ihm zur Seite gewirbelt und durch den zerborstenen Stahl verschwunden. Edwin Collins hatte einen dunkelblauen Cadillac gefahren.

Es war die schlimmste Katastrophe in der Geschichte der Brücke. Acht Menschenleben waren zu beklagen. Megs sechzigjähriger Vater kam an jenem Abend nicht nach Hause. Man ging davon aus, daß er in der Explosion umgekommen war. Die New Yorker Verkehrsbehörden suchten noch immer nach Wrackteilen und menschlichen Überresten, doch bis jetzt, fast neun Monate später, war noch immer keine Spur von ihm oder seinem Wagen gesichtet worden.

Man hatte eine Gedenkmesse eine Woche nach dem Unglück abgehalten, doch da kein Totenschein ausgestellt worden war, lag eine Sperre auf dem gesamten gemeinsamen Vermögen von Edwin und Catherine Collins, und seine hohen Lebensversicherungen waren nicht ausgezahlt worden.

Schlimm genug für Mom, dieser schreckliche Kummer, auch ohne den Ärger, den ihr diese Leute machen, dachte Meg. »Ich komm' morgen nachmittag raus, Mom. Wenn sie sich weiter so anstellen, müssen wir sie vielleicht verklagen.«

Sie überlegte kurz, entschied dann aber, daß ihre Mutter jetzt am allerwenigsten die Nachricht vertragen konnte, daß eine Frau, die Meghan zum Verwechseln ähnlich sah, erstochen worden war. Statt dessen erzählte Meg von dem Gerichtsverfahren, über das sie an diesem Tag berichtet hatte.

Lange Zeit lag Meghan unruhig im Bett und döste vor sich hin. Endlich schlief sie richtig ein.

Ein hoher Quietschton rüttelte sie wach. Das Faxgerät fing an zu jammern. Sie schaute auf die Uhr: Es war Viertel nach vier. Was in aller Welt ...? dachte sie. Sie knipste das Licht an, zog sich auf einen Ellbogen hoch und beobachtete, wie das Papier langsam aus der Maschine glitt. Sie sprang aus dem Bett, rannte durch den Raum und griff nach der Botschaft.

Sie lautete: VERSEHEN. ANNIE WAR EIN VERSEHEN.

3

Tom Weicker, der zweiundfünfzigjährige Nachrichtenchef von PCD Channel 3, hatte sich Meghan Collins immer häufiger von der Hörfunk-Abteilung ausgeliehen. Er war dabei, einen weiteren Reporter für das Live-Nachrichtenteam nach sorgfältiger Überlegung auszuwählen, und hatte die Kandidaten abwechselnd ausprobiert, aber nun stand seine Entscheidung fest: Meghan Collins.

Er war zu dem Schluß gekommen, daß sie sich gut präsentierte, von einem Moment auf den anderen improvisieren

konnte und selbst einer weniger wichtigen Nachricht stets ein Gefühl von Unmittelbarkeit und Dringlichkeit verlieh. Ihre juristische Ausbildung war ein echtes Plus bei Gerichtsverfahren. Sie sah verdammt gut aus und strahlte natürliche Wärme aus. Sie mochte Menschen und konnte mit ihnen umgehen.

Am Freitag morgen ließ Weicker Meghan zu sich kommen. Als sie an die offene Tür zu seinem Büro klopfte, winkte er sie herein. Meghan trug eine hervorragend sitzende Jacke in Tönen von Blau und Rostbraun. Ein Rock aus der gleichen feinen Wolle reichte bis zu ihren Stiefeln hinunter. Klasse, dachte Weicker, genau richtig für den Job.

Meghan betrachtete Weickers Miene und versuchte, seine Gedanken zu erraten. Er hatte ein schmales, scharf geschnittenes Gesicht und trug eine randlose Brille. Dies und sein schon schütteres Haar ließen ihn älter erscheinen, als er tatsächlich war, und eher wie einen Bankkassierer denn wie ein Medienenergiebündel. Dieser Eindruck war jedoch schnell verflogen, sobald er zu sprechen anfang. Meghan mochte Tom, wußte aber, daß er seinen Spitznamen »Tödlicher Weicker« nicht umsonst erhalten hatte. Als er begann, sie vom Rundfunksender auszuleihen, hatte er deutlich gemacht, es sei zwar eine schlimme, scheußliche Sache, daß ihr Vater sein Leben in dem Brückenunglück verloren habe, aber er brauche ihre Zusage, daß dies ihre Arbeitsleistung nicht beeinträchtigen werde. Es hatte sie nicht beeinträchtigt, und nun vernahm Meghan, wie ihr die Stelle angeboten wurde, die sie sich so sehr wünschte.

Als unwillkürliche Reaktion durchfuhr sie sofort der Gedanke: Ich kann's nicht abwarten, das Dad zu erzählen!

Dreißig Stockwerke weiter unten, in der Tiefgarage des PCD-Gebäudes, durchsuchte Bernie Heffernan, der Garagenwächter, in Tom Weickers Wagen das Handschuhfach. Dank einer genetischen Ironie waren Bernies Gesichtszüge dazu angetan, ihm den Ausdruck eines unbeschwertem Gemüts zu verleihen. Seine Wangen waren voll, sein Kinn und Mund klein, seine Augen groß und arglos, seine Haare voll und wuschelig,

sein Körperbau war kräftig, wenn auch etwas rundlich. Mit seinen fünfunddreißig Jahren vermittelte er einem Beobachter den Eindruck, er sei ein Mensch, der einem einen platten Reifen wechseln würde, obwohl er gerade seinen besten Anzug anhatte.

Er wohnte noch bei seiner Mutter in dem schäbigen Haus in Jackson Heights, Queens, wo er geboren worden war. Von dort weg gewesen war er nur zu jenen düsteren, alptraumhaften Zeiten seiner Inhaftierung. Am Tag nach seinem zwölften Geburtstag wurde er zum ersten von einem Dutzend Malen in eine Besserungsanstalt für Jugendliche eingewiesen. Mit Anfang Zwanzig hatte er drei Jahre in einer psychiatrischen Anstalt verbracht. Vier Jahre lag es zurück, daß er zu zehn Monaten auf Riker's Island verurteilt worden war. Das war, nachdem die Polizei ihn dabei erwischt hatte, wie er sich im Wagen einer Studentin versteckt hielt. Man hatte ihn wieder und wieder verwarnet, er solle sich von ihr fernhalten. Komisch, dachte Bernie – er konnte sich jetzt nicht einmal mehr daran erinnern, wie sie aussah. Nicht an sie, und auch nicht an all die anderen. Und sie waren ihm alle einmal so wichtig gewesen.

Bernie wollte nie mehr ins Gefängnis. Die anderen Häftlinge machten ihm angst. Zweimal hatten sie ihn zusammengeschlagen. Er hatte seiner Mama geschworen, er würde sich nie mehr im Gebüsch verstecken und in Fenster hineinschauen oder einer Frau folgen und sie zu küssen versuchen. Er schaffte es auch schon sehr gut, sein Temperament zu zügeln. Den Psychiater hatte er nicht ausstehen können, der Mama ständig warnte, eines Tages werde dieses tückische Temperament Bernie noch in Schwierigkeiten bringen, die keiner mehr gutmachen konnte. Bernie wußte, daß sich niemand mehr um ihn Sorgen machen mußte.

Sein Vater war abgehauen, als er noch ein Baby war. Seine verbitterte Mutter verließ das Haus nicht mehr, und Bernie mußte daheim ihr endloses Wiederaufwärmen all der Ungerechtigkeiten ertragen, die ihr das Leben während ihrer dreiundsiebzig Jahre zugefügt habe, und was er ihr doch alles schuldig sei.

Nun ja, was immer er ihr »schuldete«, Bernie gelang es jedenfalls, den größten Teil seines Geldes in elektronischer Ausrüstung anzulegen. Er hatte ein Radio, das den Polizeifunk einfing, ein anderes Spezialradio, das Programme aus der ganzen Welt empfangen konnte, einen Apparat, der die Stimme veränderte.

Abends sah er pflichtschuldig zusammen mit seiner Mutter fern. Nachdem sie jedoch um zehn Uhr zu Bett gegangen war, schaltete Bernie den Fernseher ab, eilte in den Keller hinunter, machte die Radioapparate an und begann, die Moderatoren von Talk-Shows anzurufen. Zu diesem Zweck dachte er sich Namen und Lebensgeschichten aus. So rief er etwa einen rechtslastigen Showmaster an und beschwor liberale Werte, dann einen liberalen Moderator und erging sich in Lobeshymnen über die extreme Rechte. In seiner Anruf-Persönlichkeit liebte er Auseinandersetzungen, Konfrontationen, den Austausch von Beleidigungen.

Ohne das Wissen seiner Mutter hatte er auch einen Fernsehapparat mit einem Ein-Meter-Bildschirm und einen Videorecorder im Keller und sah sich oft Filme an, die er aus Pornoläden mit nach Hause gebracht hatte.

Der Polizeiempfänger regte zu weiteren Einfällen an. Er begann, Telefonbücher durchzugehen und Nummern zu umkrängeln, die bei weiblichen Namen angegeben waren. Mitten in der Nacht wählte er dann eine jener Nummern und erklärte, er rufe von einem Funktelefon direkt beim Haus der Frau an und werde jetzt einbrechen. Dann flüsterte er, vielleicht komme er nur eben auf einen Sprung herein, oder vielleicht bringe er sie um. Anschließend pflegte Bernie grinsend dazusitzen und im Polizeifunk mitzuhören, wie ein Streifenwagen eilends zu der Adresse geschickt wurde. Es war fast so gut, wie an Fenstern zu spionieren oder Frauen zu verfolgen, und er brauchte sich nie Sorgen zu machen, daß sich plötzlich die Scheinwerfer eines Polizeiwagens auf ihn richten würden oder ein Bulle mit einer Flüstertüte brüllen würde: »Keine Bewegung!«

Der Wagen, der Tom Wecker gehörte, war eine wahre Goldgrube an Informationen für Bernie. Wecker hatte ein

elektronisches Adressenverzeichnis in seinem Handschuhfach. Darin hatte er die Namen, Adressen und Nummern der wichtigsten Mitarbeiter des Senders gespeichert. Die großen Tiere, dachte Bernie, als er die Telefonnummern auf sein eigenes elektronisches Register übertrug. Er hatte sogar Weickers Frau eines Abends zu Hause erreicht. Sie hatte zu kreischen angefangen, als er ihr erzählte, er sei am Hintereingang und im Begriff, hereinzukommen.

Bei der Erinnerung an ihr Entsetzen hatte er noch stundenlang danach gekichert.

Was ihm aber inzwischen zu schaffen machte, war die Tatsache, daß er zum ersten Mal seit seiner Entlassung aus Riker's Island das bedrückende Gefühl hatte, nicht in der Lage zu sein, sich jemanden aus dem Kopf zu schlagen. Dieser Jemand war eine Reporterin. Sie war so hübsch, daß er beim Aufhalten der Wagentür dagegen ankämpfen mußte, sie anzufassen.

Ihr Name war Meghan Collins.

4

Irgendwie brachte es Meghan fertig, Weickers Angebot gelassen zu akzeptieren. Die Kollegen witzelten darüber, wenn man sich zu sehr »Ach, wie toll«-erfreut über eine Beförderung zeige, würde Tom Weicker noch ins Grübeln geraten, ob er die richtige Wahl getroffen habe. Er wollte ehrgeizige Leute, die nicht zu bremsen waren und die fanden, jede Anerkennung, die man ihnen zollte, sei längst überfällig.

Bemüht, möglichst sachlich zu wirken, zeigte sie ihm die Fax-Botschaft. Während er sie las, hob er die Augenbrauen. »Was soll das heißen?« fragte er. »Was ist das für ein ›Versehen‹? Wer ist Annie?«

»Ich weiß nicht. Tom, ich war im Roosevelt Hospital, als das Opfer des Messerstechers gestern nacht eingeliefert wurde. Ist sie inzwischen identifiziert worden?«

»Noch nicht. Was ist mit ihr?«

»Ich glaube, Sie sollten etwas wissen«, sagte Meghan widerstrebend. »Sie sieht aus wie ich.«

»Sie sieht Ihnen ähnlich?«

»Sie könnte fast meine Doppelgängerin sein.«

Toms Augen zogen sich zusammen. »Wollen Sie damit sagen, daß dieses Fax etwas mit dem Tod dieser Frau zu tun hat?«

»Es ist wahrscheinlich bloß ein Zufall, aber ich dachte, ich sollte Sie's wenigstens sehen lassen.«

»Das ist auch gut so. Lassen Sie's mir da. Ich finde heraus, wer in diesem Fall die Ermittlungen leitet, und lasse ihn einen Blick drauf werfen.«

Für Meghan war es eine ausgesprochene Erleichterung, die Daten für ihre nächsten Berichte in der Nachrichtenredaktion abzuholen.

Es war ein relativ zahmer Tag. Eine Pressekonferenz im Amt des Bürgermeisters, wo er seine Entscheidung für den neuen Polizeichef bekanntgab, ein verdächtiges Feuer, das ein Mietshaus im Stadtteil Washington Heights in Schutt und Asche gelegt hatte. Am Spätnachmittag sprach Meghan mit dem Büro des Gerichtsmediziners. Eine Zeichnung und eine Beschreibung der toten jungen Frau waren von der Vermissstellenstelle ausgegeben worden. Ihre Fingerabdrücke waren nach Washington unterwegs zum Vergleich mit den Akten der Regierung und des Bundeskriminalamts. Sie war an einer einzigen tiefen Stichwunde in der Brust gestorben. Die inneren Blutungen waren langsam, aber massiv gewesen. Arme wie Beine hatten einige Jahre früher Brüche erlitten. Falls innerhalb von dreißig Tagen niemand Anspruch darauf erhob, würde man ihre Leiche auf dem Armenfriedhof in einem nummerierten Grab beisetzen. Eine weitere »Jane Doe« – ein anonymes Opfer aus den Polizeiakten.

Um sechs Uhr abends machte Meghan gerade Schluß mit der Arbeit. Wie stets seit dem Verschwinden ihres Vaters wollte sie das Wochenende bei ihrer Mutter verbringen. Für Sonntag nachmittag war ihr ein Bericht über eine Veranstaltung in der Manning Clinic zugeteilt worden, einem Institut

für künstliche Fortpflanzung, das vierzig Minuten von ihrem Zuhause in Newtown entfernt lag. Die Klinik hielt ihr jährliches Treffen der Kinder ab, die aus den künstlichen Befruchtungen, die man dort ausführte, hervorgegangen waren.

Der für die Zuteilung zuständige Redakteur fing sie am Fahrstuhl ab. »Steve ist Ihr Kameramann am Sonntag bei der Manning Clinic. Ich hab' ihm gesagt, er soll Sie dort um drei treffen.«

»Okay.«

Die Woche über benützte Meghan einen Wagen des Senders. Heute morgen war sie mit ihrem eigenen Auto gekommen. Der Lift kam ruckend auf Höhe der Tiefgarage zum Stillstand. Sie lächelte, als Bernie sie entdeckte und sich sofort im Dauerlauf zur unteren Parkebene in Bewegung setzte. Er fuhr mit ihrem weißen Mustang vor und hielt ihr die Fahrertür auf. »Gib't's was Neues von Ihrem Dad?« fragte er teilnahmsvoll.

»Nein, aber danke für die Frage.«

Er beugte sich vor, so daß sein Gesicht ihrem ganz nahe kam. »Meine Mutter und ich beten für ihn.«

Was für ein netter Kerl! dachte Meghan, während sie den Wagen die Rampe hinauf zur Ausfahrt steuerte.

5

Catherines Haar sah stets so aus, als wäre sie gerade mit der Hand durchgefahren. Es war ein kurzer, lockiger Schopf, jetzt aschblond getönt, der den frischen Reiz ihres herzförmigen Gesichts noch hervorhob. Gelegentlich bemerkte Catherine Meghan gegenüber, wie gut es sei, daß sie das energische Kinn ihres Vaters geerbt habe. Ansonsten sähe sie jetzt mit ihren dreiundfünfzig Jahren wie ein dahinwelkendes Engelspüppchen aus, ein Eindruck, der durch ihre Körpergröße noch verstärkt würde. Kaum einen Meter fünfzig groß, nannte sie sich selbst den Hauszwerg.

Meghans Großvater Patrick Kelly war mit neunzehn Jahren aus Irland in die Vereinigten Staaten gekommen, »mit den

Kleidern auf meinem Buckel und einmal Unterwäsche extra unter meinem Arm aufgerollt«, wie es in seiner Geschichte hieß. Nachdem er tagsüber in der Küche eines Hotels an der Fifth Avenue als Tellerwäscher und nachts mit der Putzkolonne eines Bestattungsunternehmens gearbeitet hatte, war er zu dem Schluß gekommen, es gebe zwar eine Menge Dinge, worauf die Leute verzichten könnten, doch niemand könne das Essen oder das Sterben aufgeben. Da es erfreulicher war, die Leute beim Essen als im Sarg mit darübergestreuten Nelken vor sich zu sehen, entschied sich Patrick Kelly, all seine Energien im Gaststättengewerbe einzusetzen.

Fünfundzwanzig Jahre später baute er in Newtown, Connecticut, den Gasthof seiner Träume und taufte ihn Drumdoe nach dem Dorf seiner Geburt. Er hatte zehn Gästezimmer und ein hervorragendes Restaurant, das die Menschen aus einem Umkreis von achtzig Kilometern anlockte. Pat vollendete den Traum mit der Renovierung eines bezaubernden Farmhauses auf dem Nachbargrundstück als Familiensitz. Dann erwählte er sich eine Braut, zeugte Catherine und führte seine Gaststätte bis zu seinem Tod im Alter von achtundachtzig Jahren.

Seine Tochter und seine Enkelin waren buchstäblich in dem Gasthaus großgezogen worden. Catherine führte es jetzt mit der gleichen Hingabe, die Patrick ihr eingeflößt hatte, und ihre Arbeit dort half ihr, mit dem Tod ihres Mannes besser fertig zu werden.

In den neun Monaten jedoch seit der Tragödie auf der Brücke war es ihr unmöglich gewesen, nicht daran zu glauben, daß eines Tages die Tür aufgehen und Ed fröhlich rufen würde: »Wo sind denn meine Mädchen?« Gelegentlich ertappte sie sich noch immer dabei, wie sie horchte, ob nicht die Stimme ihres Mannes erklang.

Zusätzlich zu all dem Schrecken und Kummer war jetzt auch ihre finanzielle Situation zu einem akuten Problem geworden. Zwei Jahre zuvor hatte Catherine das Gasthaus für sechs Monate geschlossen, darauf eine Hypothek aufgenommen und eine grundlegende Renovierung und Neugestaltung durchgeführt.

Der Zeitpunkt dafür hätte sich nicht als ungünstiger erweisen können. Die Wiedereröffnung fiel mit der allgemeinen Rezession zusammen. Die Hypothekenzahlungen waren vom gegenwärtigen Gewinn nicht abgedeckt, und die vierteljährlichen Steuern waren bald fällig. Auf ihrem Privatkonto waren nur noch ein paar tausend Dollar.

Noch Wochen nach dem Unglück hatte Catherine sich für den Anruf gewappnet, der ihr mitteilen würde, die Leiche ihres Mannes sei aus dem Fluß geborgen worden. Jetzt betete sie darum, der Anruf möge kommen und die Unsicherheit beenden.

Es war ein so überwältigendes Gefühl von Unvollständigkeit. Catherine mußte oft daran denken, daß Menschen ohne Verständnis für Leichenbegängnisse nicht begriffen, daß diese Rituale für das Gemüt nötig waren. Sie wollte in der Lage sein, Eds Grab zu besuchen. Pat, ihr Vater, hatte des öfteren von einer »anständigen christlichen Beerdigung« gesprochen. Sie und Meg machten gern ihre Witze darüber. Wenn Pat den Namen eines Freundes von früher in den Todesanzeigen entdeckte, dann frotzelte sie oder Meg: »Du liebe Güte, er hat doch hoffentlich eine anständige christliche Beerdigung gekriegt.«

Sie machten keine Witze mehr darüber.

Am Freitag nachmittag war Catherine im Haus und machte sich fertig, um für die Abendessenszeit zur Gaststätte hinüberzugehen. *TGIF*, wie es heißt, *Thank God it's Friday*, das kann man wohl sagen, dachte sie – wie gut, daß es Freitag ist. Freitag hieß, daß Meg bald zum Wochenende daheim sein würde.

Die Leute von der Versicherung mußten jeden Moment kommen. Wenn sie mir wenigstens eine Teilzahlung geben, bis die Taucher von der Behörde Wrackteile des Wagens finden, überlegte Catherine, als sie sich eine Schmucknadel an das Revers ihrer Jacke mit dem Hundezahnmuster steckte. Ich brauche das Geld. Sie versuchen bloß, sich aus der Verdoppelung der Entschädigungssumme bei Tod durch Unfall herauszuwinden, aber ich bin bereit, darauf zu verzichten, bis sie den Beweis haben, von dem sie ständig reden.

Doch als die zwei ernst blickenden Versicherungsangestellten eintrafen, war es nicht, um die Zahlung in Gang zu setzen. »Mrs. Collins«, erklärte der ältere der beiden, »ich hoffe, Sie verstehen unsere Position. Wir haben Verständnis für Sie und sind uns im klaren über die mißliche Lage, in der Sie sich befinden. Das Problem ist, daß wir die Auszahlung auf die Police Ihres Mannes nicht ohne einen Totenschein bewilligen können, und der wird offenbar nicht ausgestellt.«

Catherine starrte ihn an. »Sie meinen, er wird nicht ausgestellt, solange kein absoluter Beweis für seinen Tod vorliegt? Aber was ist, wenn seine Leiche flußabwärts bis in den Atlantik getragen worden ist?«

Die Männer sahen beide verlegen aus. Der jüngere antwortete ihr. »Mrs. Collins, die New Yorker Verkehrsbehörde, in ihrer Eigenschaft als Eignerin und Betreiberin der Tappan Zee Bridge, hat in einem umfassenden Einsatz alles darangesetzt, sowohl die Opfer wie die Wrackteile aus dem Fluß zu bergen. Zugegeben, die Explosionen haben dazu geführt, daß die Fahrzeuge zerfetzt wurden. Trotzdem lösen sich schwere Teile wie Getriebe und Motoren nicht einfach auf. Außer dem Sattelschlepper und dem Tanklasters sind sechs Fahrzeuge über die Seitenplanke gegangen, oder sieben, wenn wir den Wagen Ihres Mannes mitrechnen würden. Von allen anderen sind Teile aufgefunden worden. All die anderen Leichen sind ebenfalls geborgen worden. Da ist nicht einmal ein Rad oder Reifen, eine Tür oder ein Motorenteil eines Cadillac im Flußbett unter der Unglücksstelle.«

»Sie wollen also sagen ...« Es fiel Catherine schwer, die Worte zu formulieren.

»Wir wollen damit sagen, daß der umfassende Bericht über das Unglück, den die Behörde demnächst zur Veröffentlichung freigibt, kategorisch feststellt, daß Edwin Collins bei dem Brückenunglück an jenem Abend nicht zu Tode gekommen sein kann. Die Experten meinen, er mag zwar durchaus in der Nähe der Brücke gewesen sein, aber keiner glaubt, daß Edwin Collins eins der Opfer war. Wir glauben, daß er entkam, als die anderen Fahrzeuge in den Unfall verwickelt wurden, und dieses günstige Zusammentreffen dazu ausnutzte,

um sein schon geplantes Verschwinden in die Tat umzusetzen. Wir denken, daß er der Meinung war, er könnte Sie und Ihre Tochter mit der Versicherung versorgen und sich dann dem neuen Leben zuwenden, das er auf die eine oder andere Weise bereits ins Auge gefaßt hatte.«

6

Mac, wie Dr. Jeremy MacIntyre von seinen Freunden genannt wurde, wohnte mit seinem siebenjährigen Sohn Kyle ganz in der Nähe der Familie Collins.

Während seiner College-Jahre an der Yale University hatte Mac den Sommer über als Kellner im Drumdoe Inn gearbeitet. Während jener Sommermonate hatte er eine dauerhafte Vorliebe für die Gegend entwickelt und beschlossen, sich dort eines Tages niederzulassen.

Als er heranwuchs, hatte Mac die Beobachtung gemacht, daß er der Typ in der Menge war, den die Mädchen nicht beachteten. Durchschnittliche Größe, durchschnittliches Gewicht, durchschnittliches Aussehen. Es war eine einigermaßen zutreffende Beschreibung, doch in Wirklichkeit wurde Mac sich selbst nicht gerecht. Beim zweiten Hinschauen fanden Frauen sehr wohl etwas Herausforderndes an dem spöttischen Ausdruck seiner braunen Augen, eine attraktive Jungenhaftigkeit an dem sandfarbenen Haar, das immer vom Wind zerzaust schien, eine wohltuende Verlässlichkeit in der souveränen Haltung, mit der er sie auf die Tanzfläche führte oder sie an einem frostigen Abend mit der Hand am Ellenbogen nahm.

Mac hatte schon immer gewußt, daß er eines Tages Arzt sein würde. Als er dann sein Medizinstudium an der New York University aufnahm, war er mehr und mehr der Überzeugung, die Zukunft der Medizin liege in der Genetik. Inzwischen sechsunddreißig, arbeitete er bei LifeCode, einem Institut für genetische Forschung in Westport, an die fünfzig Autominuten südöstlich von Newtown gelegen.

Es war die Stelle, die er wollte, und sie fügte sich gut in sein Leben als geschiedener, alleinerziehender Vater ein. Mit siebenundzwanzig hatte Mac geheiratet. Die Ehe dauerte eineinhalb Jahre und brachte Kyle hervor. Dann kam Mac eines Tages vom Labor nach Hause und fand einen Babysitter und eine Nachricht vor. Sie lautete: »Mac, das hier ist nichts für mich. Ich bin eine lausige Ehefrau und eine lausige Mutter. Wir wissen beide, daß es nicht funktionieren kann. Ich muß einfach die Chance zu einer Karriere haben. Kümmer' dich gut um Kyle. Tschüs, Ginger.«

Ginger hatte sich seither ganz gut gemacht. Sie sang in Lokalen in Vegas und auf Vergnügungsschiffen. Sie hatte ein paar Schallplatten produziert, und die letzte war in die Hitlisten gelangt. Sie schickte Kyle teure Geschenke zu seinem Geburtstag und zu Weihnachten. Die Geschenke waren ausnahmslos zu kompliziert oder zu babyhaft. Sie hatte Kyle nur dreimal in den sieben Jahren gesehen, seit sie sich aus dem Staub gemacht hatte.

Trotz der Tatsache, daß es fast eine Erleichterung bedeutet hatte, hegte Mac noch immer einen Rest von Bitterkeit über Gingers Fahnenflucht. Eine Scheidung war nie Teil der Zukunft gewesen, die er sich ausgemalt hatte, und er fühlte sich noch immer unwohl dabei. Er wußte, daß sein Sohn eine Mutter vermißte, und so gab er sich besondere Mühe und setzte all seinen Stolz daran, ein guter, aufmerksamer Vater zu sein. Freitag abends gingen Mac und Kyle häufig ins Drumdoe Inn zum Essen. Sie aßen in der kleinen, legeren Grillstube, wo das spezielle Freitagsmenü individuell zubereitete Pizzas, Fisch und Pommes frites bot.

Catherine war abends immer im Gasthof. In jungen Jahren war Meg auch ständig dort zu finden gewesen. Als sie zehn und Mac ein Aushilfskellner von neunzehn war, hatte sie ihm ernst erklärt, daß es Spaß mache, zu Hause zu essen. »Daddy und ich machen es manchmal, wenn er da ist.«

Seit ihr Vater verschwunden war, verbrachte Meg praktisch jedes Wochenende zu Hause und aß mit ihrer Mutter in der Gaststätte zu Abend. An diesem Freitag abend jedoch war weder Catherine noch Meg zu sehen.

Mac gestand sich ein, daß er enttäuscht war; Kyle hingegen, der sich immer ganz besonders auf Meg freute, gab sich ungerührt. »Dann ist sie halt nicht da. Toll.«

»Toll« war Kyles neues Wort für alles. Er gebrauchte es, wenn er begeistert war, abgestoßen oder scheinbar erhaben. Heute abend war sich Mac nicht ganz sicher, welche Empfindung er da heraushörte. Aber hör mal, sagte er sich, laß dem Jungen doch Freiraum. Wenn ihm tatsächlich irgend etwas zusetzt, dann kommt es schon früher oder später ans Tageslicht, und mit Meghan kann es bestimmt nichts zu tun haben.

Kyle aß schweigend den Rest seiner Pizza auf. Er war sauer auf Meghan. Sie tat immer so, als sei sie wirklich interessiert an dem Zeug, das er machte, aber am Mittwoch nachmittag, als er draußen war und gerade seinem Hund Jake beigebracht hatte, auf den Hinterbeinen zu stehen und bitte-bitte zu machen, war Meghan an ihm vorbeigefahren, ohne ihn zu beachten. Sie war auch ganz langsam gefahren, und er hatte zu ihr hinübergeschrien, sie solle anhalten. Er wußte, daß sie ihn gesehen hatte, weil sie direkt zu ihm hingeschaut hatte. Dann aber hatte sie Gas gegeben und war weggefahren, ohne sich auch nur die Zeit zu nehmen, Jakes Trick anzuschauen. Toll.

Er würde seinem Vater nichts davon erzählen. Dad sagte dann bestimmt, daß Meghan nicht gut drauf war, weil Mr. Collins schon lange nicht mehr heimgekommen war und vielleicht zu den Leuten gehörte, die mit dem Auto von der Brücke in den Fluß gefallen waren. Er würde erklären, daß die Leute manchmal, wenn sie an etwas denken, einfach direkt an Leuten vorbeigehen und sie nicht einmal sehen. Aber Meg *hatte* Kyle am Mittwoch gesehen und hatte es nicht mal für nötig gehalten, ihm zuzuwinken.

Toll, dachte er. Wirklich toll.

Als Meghan zu Hause ankam, fand sie ihre Mutter im dämmrigen Wohnzimmer vor, wo sie dasaß, die Hände im Schoß gefaltet. »Mom, bist du okay?« fragte sie besorgt. »Es ist schon fast halb acht. Gehst du nicht zum Drumdoe?« Sie knipste das Licht an und entdeckte Catherines verquollenes, tränenverschmiertes Gesicht. Sie sank in die Knie und packte die Hände ihrer Mutter. »Mein Gott, haben sie ihn gefunden? Ist es das?«

»Nein, Meggie, das ist es nicht.« Immer wieder stockend berichtete Catherine Collins von dem Besuch der Versicherungsleute.

Dad doch nicht, dachte Meghan. Er könnte, er würde Mutter so etwas nicht antun. Ihr nicht. Da mußte etwas nicht stimmen. »Das ist das Verrückteste, was ich je gehört hab'«, sagte sie energisch.

»Das hab' ich ihnen auch gesagt. Aber Meg, warum hat sich Dad dann so viel auf seine Versicherung ausgeliehen? Das verfolgt mich. Und selbst wenn er es investiert hat, weiß ich nicht, wo. Ohne einen Totenschein sind mir die Hände gebunden. Ich kann nicht mit den Kosten Schritt halten. Phillip schickt bisher Dads Monateinkommen von der Firma, aber das ist nicht fair ihm gegenüber. Das meiste Geld, was Dad noch an Provision zustand, ist schon lange eingegangen. Ich weiß, daß ich von Natur aus eher zurückhaltend bin, aber als ich den Gasthof renoviert hab', war ich's wahrhaftig nicht. Ich hab' wirklich übertrieben. Jetzt muß ich Drumdoe vielleicht verkaufen.«

Der Gasthof. Es war Freitag abend. Ihre Mutter hätte jetzt eigentlich dort sein sollen, ganz in ihrem Element, während sie die Gäste begrüßte, ein Auge auf die Kellner und Gehilfen, auf die Tischgedecke hatte, die Gerichte in der Küche abschmeckte. Ganz automatisch überprüfte sie stets jedes Detail wieder und wieder.

»Dad hat dir das nicht angetan«, stellte Meg kategorisch fest. »Das weiß ich einfach.«

Catherine Collins brach in heftiges, trockenes Schluchzen aus. »Vielleicht hat Dad ja das Brückenunglück als Gelegen-

heit genützt, um von mir wegzukommen. Aber warum, Meg? Ich hab' ihn so geliebt.«

Meghan legte die Arme um ihre Mutter. »Hör mal«, sagte sie resolut, »du hast zu Anfang recht gehabt. Dad würde dir das nie antun, und egal wie, wir werden das auch beweisen.«

8

Die Personalberatungsfirma Collins and Carter Executive Search lag in Danbury, Connecticut. Edwin Collins hatte die Firma mit achtundzwanzig gegründet, nachdem er fünf Jahre lang bei einer der im Wirtschaftsmagazin *Fortune* aufgeführten Spitzenfirmen mit Hauptsitz in New York gearbeitet hatte. In der Zeit dort war ihm klargeworden, daß die Arbeit innerhalb einer Konzernstruktur nichts für ihn war.

Nach seiner Eheschließung mit Catherine Kelly hatte er sein Büro nach Danbury verlegt. Sie wollten in Connecticut leben, und die geographische Lage von Edwins Firma war nicht entscheidend, da er einen Großteil seiner Zeit landesweit unterwegs war, um Klienten aufzusuchen.

Etwa zwölf Jahre vor seinem Verschwinden hatte Collins Phillip Carter in sein Geschäft aufgenommen.

Carter, Absolvent der Wirtschaftshochschule Wharton mit der zusätzlichen Qualifikation einer juristischen Ausbildung, war ursprünglich ein Kunde von Edwin gewesen, der ihn mehrfach erfolgreich in Positionen plazierte hatte, zuletzt, bevor sie sich zusammaten, bei einem internationalen Unternehmen in Maryland.

Wenn Collins jene Kundenfirma aufsuchte, pflegten er und Carter sich zum Essen oder auf einen Drink zu treffen. Im Lauf der Jahre entwickelte sich eine geschäftlich orientierte Freundschaft.

Anfang der achtziger Jahre verließ Phillip Carter schließlich nach einer schwierigen, für eine Midlife-Krise typischen Scheidung seine Stellung in Maryland, um sich Collins als Partner und Teilhaber anzuschließen.

Sie waren in vielerlei Hinsicht Gegensätze. Collins war groß, gutaussehend im klassischen Sinn, makellos gekleidet und hatte einen unaufdringlichen Humor, während Carter derb und herzhaft war, mit anziehend unregelmäßigen Gesichtszügen und vollem, angegrautem Haar. Seine Kleidung war teuer, wirkte aber nie ganz richtig abgestimmt. Seine Krawatte saß oft lose am Knoten. Er war ein Mann nach Männergeschmack, der eine Trinkrunde mit seinen Geschichten zu Lachsalven hinreißen konnte, ein Mann auch, der gern ein Auge auf die Damen warf.

Die Partnerschaft hatte funktioniert. Lange Zeit wohnte Phillip Carter in Manhattan und pendelte gegen den Strom nach Danbury, wenn er nicht für die Firma auf Reisen war. Sein Name erschien häufig in den Gesellschaftsspalten der New Yorker Zeitungen im Zusammenhang von Galadiners oder Wohltätigkeitsveranstaltungen, die er in Begleitung verschiedener Frauen besucht hatte. Im Lauf der Zeit kaufte er sich dann ein kleines Haus in Brookfield, zehn Minuten vom Büro entfernt, und hielt sich immer häufiger dort auf.

Jetzt, im Alter von dreiundfünfzig Jahren, war Phillip Carter eine vertraute Gestalt im Umkreis von Danbury.

Er arbeitete regelmäßig noch mehrere Stunden an seinem Schreibtisch, nachdem alle anderen schon weg waren, weil der frühe Abend eine günstige Zeit war, all die Kundenfirmen und Jobkandidaten zu kontaktieren, die im mittleren Westen und an der Westküste angesiedelt waren. Seit dem Abend der Brückenkatastrophe verließ Phillip selten vor acht Uhr das Büro.

Als Meghan an diesem Abend um fünf vor acht anrief, griff er gerade nach seinem Mantel. »Ich hab' schon befürchtet, daß es dazu kommen würde«, sagte er, nachdem sie ihm von dem Besuch der Versicherungsleute erzählte. »Kannst du morgen gegen Mittag vorbeischaun?«

Nachdem er aufgelegt hatte, saß er lange Zeit an seinem Schreibtisch. Dann nahm er den Hörer wieder und rief seinen Wirtschaftsprüfer an. »Ich glaube, es ist besser, wenn wir jetzt sofort die Bücher durchgehen«, sagte er ruhig.

Als Meghan am Samstag um zwei Uhr in den Büroräumen der Collins and Carter Executive Search eintraf, stieß sie auf drei Männer, die mit Rechnern an dem langen Tisch arbeiteten, auf dem normalerweise Zeitschriften und Pflanzen platziert waren. Sie benötigte nicht erst Phillip Carters Erklärung zu der Erkenntnis, daß es Revisoren waren. Auf seinen Vorschlag hin gingen sie beide in das private Büro ihres Vaters.

Sie hatte eine schlaflose Nacht hinter sich, ihr Kopf ein Schlachtfeld der Fragen, der Zweifel und der Verweigerung. Phillip schloß die Tür und wies auf einen der beiden Stühle vor dem Schreibtisch. Er nahm den anderen, ein Zeichen von Feingefühl, das sie zu schätzen wußte. Es hätte ihr weh getan, ihn hinter dem Schreibtisch ihres Vaters zu sehen.

Sie wußte, daß Phillip aufrichtig zu ihr sein würde. Sie fragte: »Phillip, hältst du es im entferntesten für möglich, daß mein Vater noch lebt und absichtlich verschwunden ist?«

Die kurze Pause, bevor er sprach, genügte als Antwort. »Du hältst es tatsächlich für möglich?« hakte sie nach.

»Meg, ich lebe lange genug, um zu wissen, daß alles und jedes möglich ist. Ehrlich gesagt, die Ermittlungsbeamten von der Behörde und die Versicherungsleute haben sich hier schon ziemlich lange herumgetrieben und ganz schön direkte Fragen gestellt. Ein paarmal hätte ich sie am liebsten rausgeschmissen. Wie alle andern auch hatte ich erwartet, daß man Eds Wagen, oder Wrackteile davon, finden würde. Es ist möglich, daß ein großer Teil davon von der Strömung flußabwärts getragen worden oder im Flußbett steckengeblieben ist, aber es ist keine große Hilfe, daß man keine einzige Spur von dem Auto gefunden hat. Also, um dir zu antworten, ja, es ist möglich. Und nein, ich kann mir nicht vorstellen, daß dein Vater zu so einem Streich imstande ist.«

Es war, was sie zu hören erwartet hatte, aber es machte die Situation nicht leichter. Als sie noch ganz klein gewesen war, hatte Meghan einmal versucht, ein angebranntes Stück Brot

mit einer Gabel aus dem Toaster zu entfernen. Sie fühlte sich jetzt, als spüre sie von neuem den heftigen Schmerz, wie ihr der elektrische Schlag durch den Körper fuhr.

»Und natürlich ist es keine große Hilfe, daß Dad ein paar Wochen, bevor er verschwunden ist, den Barwert auf seine Versicherungen abgehoben hat.«

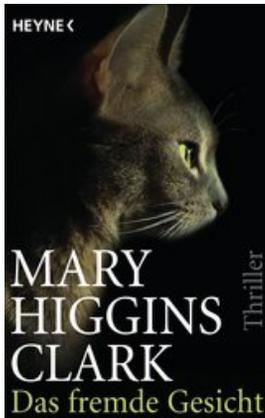
»Nein, wirklich nicht. Du sollst wissen, daß ich die Buchprüfung deiner Mutter zuliebe mache. Wenn diese Sache an die Öffentlichkeit gelangt, und verlaß dich drauf, das tut sie bestimmt, möchte ich ein beglaubigtes Papier vorweisen können, daß unsere Bücher vollkommen in Ordnung sind. So eine Angelegenheit setzt alle möglichen Gerüchte in Gang, wie du dir vorstellen kannst.«

Meghan senkte den Kopf. Sie hatte Jeans und eine dazu passende Jacke angezogen. Ihr fiel auf, daß sie genauso gekleidet war wie die Tote, als sie ins Roosevelt Hospital eingeliefert wurde. Sie verdrängte den Gedanken. »War mein Vater ein Spieler? Würde das vielleicht erklären, warum er so dringend Bargeld brauchte?«

Carter schüttelte den Kopf. »Dein Vater war kein Spieler, und mit solchen Leuten kenn' ich mich aus, Meg.« Er zog eine Grimasse. »Meg, ich wollte, ich wüßte eine Antwort darauf, aber ich weiß keine. Nichts an Eds Geschäfts- oder Privatleben hat mich annehmen lassen, er könnte auf die Idee kommen, zu verschwinden. Andererseits ist der Mangel an Beweisstücken von dem Unfall zwangsläufig verdächtig, zumindest für Außenstehende.«

Meghan betrachtete den Schreibtisch mit dem Chefsessel dahinter. Sie konnte sich ihren Vater ausmalen, wie er dort saß, sich zurücklehnte, mit funkelnden Augen, die Hände verschränkt, während die Finger nach oben wiesen, in »Eds Heiligen- und Märtyrerpöse«, wie ihre Mutter es nannte.

Sie konnte sich selbst sehen, wie sie als Kind ins Büro rannte. Ihr Vater hatte stets Süßigkeiten für sie parat, klebrige Schokoladenstäbchen, Marshmallows, knusprige Erdnußköstlichkeiten. Ihre Mutter hatte versucht, solche Dinge von ihr fernzuhalten. »Ed«, protestierte sie dann, »gib ihr nicht so einen Mist. Du machst ihre Zähne kaputt.«



Mary Higgins Clark

Das fremde Gesicht

eBook

ISBN: 978-3-641-10058-2

Heyne

Erscheinungstermin: Januar 2013

«Eine der erfolgreichsten Erzählerinnen unserer Zeit.» THE WASHINGTON PRESS
Eine junge Frau auf der Suche nach ihrem spurlos verschwundenen Vater - ist er ein Mörder?
Ein aufregender, ungemein spannender Psychococktail: «Gruselig, schockierend, glänzend
geschrieben.» THE HEROLD STATESMAN